



Feierabend



Victoria

Copyright by Albert Langen, München.

(20)

Die Geschichte einer Liebe von Knut Samson.

Alles Spiegelfechtere! Da ist der Mann darauf angewiesen, sich eine andere Liebe, eine der bestmöglichen Art, zu verschaffen, und er braucht um dieser Veränderung willen nicht zu sterben. Ich sage Ihnen, es ist von der Natur so weise eingerichtet, daß er es auszeichnet aushält. Sehen Sie nur mich an.

Johannes sagte:

Ich sehe, daß es Ihnen gut geht.

Ausgezeichnet, was das betrifft. Hört, fühlt und seht! Ist ein Meer von unerträglichen Sorgen über mich hinweggegangen? Ich habe Kleider, Schuhe, Haus und Heim, eine Frau, Kinder — na, Boden meine ich. Was ich sagen wollte, was also meine Gedichte betrifft, diese Frage will ich auf der Stelle beantworten. Oh, mein junger Kollege, ich bin älter als Sie und von der Natur vielleicht ein bißchen besser ausgerüstet worden. Ich habe meine Gedichte in der Schublade verwahrt. Sie sollen nach meinem Tod herausgegeben werden. Dann erleben Sie ja kein Vergnügen mehr daran, werden Sie einwenden? Da irren Sie sich wieder. Vorläufig nämlich erfreue ich mein Haus damit. Am Abend, wenn die Lampe angezündet ist, mache ich die Lade auf, nehme meine Gedichte heraus und lese sie meiner Frau und Boden laut vor. Die eine ist vierzig Jahre alt, der andere zwölf, beide sind entzückt. Wenn Sie einmal zu uns kommen, sollen Sie ein Abendessen und Lobdy haben. Jetzt sind Sie eingeladen, möge Gott Sie vor dem Tod bewahren.

Er reichte Johannes die Hand. Plötzlich fragte er:

Haben Sie von Victoria gehört?

Von Victoria? Nein. Doch, ich hörte soeben, vor einem Augenblick . . .

Haben Sie nicht gesehen, wie sie dahinsiechte, immer dunkler unter den Augen wurde?

Ich habe sie seit dem Frühjahr dabei nicht mehr gesehen. Ist sie noch krank?

Der Hauslehrer antwortete komisch und hart und stampfte mit dem Fuß:

Ja.

Ich hörte eben jetzt . . . Nein, ich habe nicht gesehen, wie sie dahinsiechte. Ich habe sie nicht getroffen. Ist sie sehr krank?

Sehr. Wahrscheinlich bereits tot. Verstehen Sie.

Betäubt sah Johannes den Mann an, dann seine Türe, als wüßte er nicht, ob er hineingehen oder stehen bleiben sollte, sah wiederum den Mann an, seinen langen Mantel, seinen Hut; er lächelte verwirrt und schmerzlich wie ein Mensch in größter Not.

Drobend fuhr der alt. Hauslehrer fort:

Wieder ein Beispiel: können Sie es leugnen? Auch sie bekam nicht den, den sie haben wollte, ihren Liebsten aus den Kinderjahren, einen jungen, herrlichen Leutnant. Er ging eines Abends auf die Jagd, ein Schuh trifft ihn mitten in die Stirne und zerschmettert seinen Kopf. Da lag er nun, ein Opfer der kleinen Spiegelfechtere, die Gott mit ihm vorhatte. Victoria, seine Braut, fängt an zu kränkeln, ein Wurm nagte an ihr, durchlöcherte ihr Herz wie ein Sieb; wir, ihre Freunde, sahen es. Da ging sie vor etlichen Tagen in eine Gesellschaft zu einer Familie Seier; sie erzählte mir übrigens, daß auch Sie hätten dort sein sollen, aber nicht gekommen seien. Kurz und gut, sie übernimmt sich bei diesem Fest, die Erinnerungen an ihren Geliebten stürmen auf sie ein, sie ist aus T. o. k. lebhaft, sie tanzt, tanzt den ganzen Abend, tanzt wie rasend. Da fällt sie um, der Boden färbt sich rot unter ihr; man hebt sie auf, trägt sie hinaus, bringt sie heim. Sie treibt es nicht mehr lange.

Der Hauslehrer tritt dicht an Johannes heran und sagt:

Victoria ist tot.

Wie ein Blinder griff Johannes mit den Händen um sich.

Tot? Wann starb sie? Also, Victoria ist tot?

Sie ist tot, antwortet der Hauslehrer. Sie starb heute morgen, heute vormittag. Er schob die Hand in seine Tasche und zog einen dicken Brief hervor. Und diesen Brief an Sie vertraute sie mir an. Hier ist er. Nach meinem Tode, sagte sie. Sie ist tot. Ich übergebe Ihnen diesen Brief. Meine Mission ist zu Ende.

Und ohne zu grüßen, ohne noch ein Wort zu sagen, wandte der Hauslehrer sich um, ging langsam die Straße hinunter und verschwand.

Johannes blieb zurück, den Brief in seiner Hand. Victoria war tot. Immer

wieder nannte er laut ihren Namen, und er hatte eine gefühllose, beinahe verhärtete Stimme. Er sah den Brief an und erkannte die Schrift; es waren große und kleine Buchstaben, gerade Linien, und die, die sie geschrieben hatte, war tot.

Dann tritt er durch die Türe, geht die Treppe hinauf, sucht den richtigen Schlüssel für das Schloß und öffnet. Sein Zimmer war kalt und dunkel. Er setzt sich ans Fenster und liest im letzten Rest des Tageslichtes Victorias Brief.

Lieber Johannes! schrieb sie. Wenn Sie diesen Brief hier lesen, bin ich tot. Alles ist jetzt so festsam für mich, ich schäme mich nicht mehr vor Ihnen und schreibe Ihnen wieder, gleichsam als sei dem nichts im Wege. Früher, als ich noch mitten im lebendigen Leben war, hätte ich lieber Tag und Nacht gelitten, als wieder an Sie geschrieben; jetzt aber habe ich angefangen abzustarben und denke nicht mehr so. Fremde Menschen haben mich bluten sehen, der Doktor hat mich untersucht und gesehen, daß ich nur noch einen Teil einer Lunge habe, wofür soll ich mich da noch schämen?

Ich habe nun im Bett gelegen und über die letzten Worte nachgedacht, die ich zu Ihnen gesagt habe. Im Wald, an jenem Abend. Damals dachte ich nicht, daß dies meine letzten Worte sein sollten, denn dann hätte ich Ihnen gleichzeitig Lebewohl gesagt und Ihnen gedankt. Jetzt werde ich Sie nicht mehr sehen können, und ich bereue jetzt, daß ich mich nicht vor Ihnen niedergeworfen und Ihre Schuhe und die Erde, auf der Sie gingen, geküßt und Ihnen nicht gezeigt habe, wie unfähig ich Sie liebte. Ich lag hier und wünschte gestern und heute, ich möchte doch nicht zu krank sein, damit ich wieder heimkommen und in den Wald gehen könnte, um den Platz zu finden, an dem wir saßen, als Sie meine beiden Hände hielten; denn dann könnte ich mich dort hinlegen und sehen, ob ich nicht eine Spur von Ihnen fände, und könnte alles Leidetant ringsum küssen. Aber ich kann jetzt nicht heimkommen, wenn es nicht möglicherweise etwas besser wird, wie meine Mutter glaubt.

Lieber Johannes! Es ist merkwürdig, zu denken, daß ich nichts anderes ausgerichtet habe, als auf die Welt zu kommen und Sie

zu lieben, und jetzt vom Leben Abschied zu nehmen. Glauben Sie mir, es ist wunderbar, hier zu liegen und auf Tag und Stunde zu warten. Schritt für Schritt entferne ich mich vom Leben und von den Menschen auf der Straße und von dem Wagengerassel; auch den Frühling werde ich wohl nie mehr sehen und diese Häuser und Straßen, und die Bäume im Park werden nach mir zurückbleiben. Heute durfte ich im Bett aufsitzen

und ein wenig zum Fenster hinaussehen. Unten an der Ecke trafen zwei einander, sie grüßten einander und reichten sich die Hände und lachten über das, was sie sagten; da aber war es so sonderbar für mich, daß ich, die hier lag und dies sah, sterben sollte. Ich mußte denken: die beiden da unten wissen nicht, daß ich hier liege und auf meine Stunde warte; wüßten sie es aber, würden sie wohl trotzdem einander begrüßen und miteinander

sprechen, genau wie jetzt. Gestern nacht, als es dunkel wurde, dachte ich, dies sei meine letzte Stunde, mein Herz fing an still zu stehen, und es war gleichsam, als hörte ich schon in weiter Ferne die Ewigkeit mir entgegenwachen. Im nächsten Augenblick aber lehrte ich von weit her zurück und fing wieder an zu atmen.

(Schluß folgt.)

Muttersehnen.

Ich wollt' ich sähe wieder
Auf meiner Mutter Knie,
Mit meinen beiden Armen
Umschlungen hielt ich sie.

An ihrem Herzen weinend
Berber' ich mein Gesicht
Und meine Mutter küßte mich
Und fragt und forscht nicht.

So stille — ist ganz stille,
Und dämmerig ist unser Haus;
Und ich, ich weine, weine
An ihrer Brust mich aus.

Sie kühlet die heiße Stirne
Mit weichen Händen mir,
„Mein armer wilder Falke
Wer brach die Schwingen dir?“

Mein armer, wilder Falke
Zum Herz der Mutter flieh' ...
Ich wollt' ich sähe wieder,
Wie einst auf ihrem Knie.

Karl Kling.

Liebe und Tod.

Aus dem Tagebuch der Schura Golubewa.

Vor ein paar Wochen hat man in der Umgebung eines kleinen russischen Städtchens den Leichnam einer siebzehnjährigen Fabrikarbeiterin gefunden, die offenbar Selbstmord begangen hatte. In ihren Sachen fand man ein Tagebuch, in dem die Begebenheiten der letzten Monate ihres Lebens verzeichnet worden waren. Eine banale Geschichte von Verlieben, Flirt, Auseinandergehen usw. Was ist darüber noch zu reden? Und doch sind sie ein Dokument von unschätzbarem Wert, diese Aufzeichnungen der kleinen russischen Fabrikarbeiterin, die das Lesen und Schreiben eben, eben gelernt hat. Das ist keine Literatur, sondern ein *Leid* echtes Leben, kompliziert und zusammenhanglos, rein und grausam, eben wie das Leben ist. Aus einem solchen Tagebuche erfahren wir mehr über die Psychologie der jungen Generation — und nicht nur der russischen allein — als aus hundert Monographien. Und es ist mehr Boesw darin enthalten als in vieler modernen Versen. Aber lassen wir Schura Golubewa selbst sprechen:

„Einmal in meinem Leben habe ich eine Mondfinsternis gesehen; daran werde ich immer denken. Ich wohnte damals noch bei Mama (jetzt lebe ich im Arbeiterinnenheim, weil ja bei Mama so viele Gottesbilder in der Stube herumhängen und sie selbst solchen altertümlichen Ansichten huldigt und die heutige Jugend gar nicht versteht).“

„Diese Nacht habe ich mit Eserto (ein Junge) verbracht; jetzt sind mir aber von Eserto und von jenen Nächten bloß Tränen verblieben ...“

„Ich sitze da und denke: warum lebe ich und für wen? Nur für ihn habe ich gelebt. Und jetzt ist es so gekommen, daß er nicht mehr mit mir ist ...“

„13. Dezember. — Ich bin eben von der Fabrik gekommen. 8 Uhr abends. Ich habe mir heute eine Puppe gekauft und Mama hat mir gestern auch noch eine Puppe geschenkt. Jetzt habe also jetzt zwei Puppen. Ich habe sie auf mein Bett gelegt und sitze selbst und schreibe.“

„24. Dezember. — Dieses Leben bin ich satt, will nicht weiterleben ... Das habe ich deswegen geschrieben, weil ich nicht schlafen wollte. Draußen schneit es. Eserto ist für immer von mir gegangen. Als er mich heute auf der Straße traf, ging er auf die andre Straßenseite, um mich nicht grüßen zu müssen.“

24. Feber. — Ach, wie langweilig es doch ist. Ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Ich will nirgendwohin gehen, ich mag keine Freundinnen, keine Liebe haben, nichts. Alles ist so durch Eserto geworden. Ach, warum hab' ich so früh geliebt? Jetzt hab' ich davon nur Tränen, Tränen und Tränen! —

„12. Mai. — Ach, mein Gott! Was geht mit mir vor? Ohne ihn kann ich nicht leben. Ach, ich dummes, dummes Mädchen!“

„13. Juni. — Ach, wie ich nicht mehr leben kann. Ich bin nur 17 Jahre alt und bin so lebensüberdrüssig! ...“

„18. Juni. — Heute hab' ich das beschloffen, morgen gehe ich hinaus, damit man mich nicht zu begraben braucht, damit niemand was davon spricht ...“

„19. Juni. — Heute, ja heute ...“

Einer der Freunde von Schura erzählt folgendes: „Das letzte Mal, als ich sie gesehen habe, hat sie sehr geweint. Wir saßen auf dem Friedhof. Ich fragte sie: „Warüber weinst du denn?“ Sie antwortete: „Ich weine um mein Leben, das ich schon verlernt habe. Du siehst mich bloß an als eine Lebende, während ich schon längst tot bin.“ Schura hat diese Worte so schrecklich gesagt, daß ich mich fürchtete und ihr vorschlug, nach Hause zu gehen ...“

Das ist alles, was wir von Schura Golubewa wissen. Aber ist das schließlich nicht genug? Sie war jung, sie lebte und ging in den Tod!

Wo haben wir diese abgerissenen Worte, diese kurzen, abgerissenen Worte der Leidenschaft gehört? Ach ja, im Werther, im unsterblichen „Hohen Liebe“ Goethes. Ueber alles Zeitliche und Vergängliche bleibt diese ewige Verkettung zwischen Liebe und Tod, ganz gleich, ob bei Schura Golubewa oder beim König Salomo. Denn stark wie der Tod ist die Liebe, heißt es beim jüdischen König. Dasselbe hat auch unsere Schura erfahren ...

Medardus.

Haifische als Götter.

Bei den eingeborenen Stämmen auf Neu-Guinea gibt es noch eine große Anzahl seltsamer Kulte, von denen Dr. J. S. Jackson, ein hoher Beamter des Gesundheitsdienstes in den britischen Hoheitsgebieten zu berichten weiß. Jackson hat fünf Jahre lang unter Eingeborenen gelebt, die den Haifisch anbeten. Dieser merkwürdige Kult ist in den kleinen Dörfern an der Küste heimisch. Jeder Stamm, der in einem solchen Dorf wohnt, hat seinen besonderen Hai-

fischgott, der in der Umgebung der Korallenbänke als Schutzgeist des ihm benachbarten Stammes lebt. Diese Wilden haben die Gewohnheit, ihre Toten ins Meer zu werfen; sie glauben, daß ihr Haifisch die Leiber der Verstorbenen in unterirdischen Grotten bestatte. Nach ihrer Ueberzeugung tut das Tier den Angehörigen des von ihm beschützten Stammes niemals etwas zuleide, während er die Anbeter eines anderen Haifisches, deren er habhaft werden kann, ohne Mitleid verschluckt. Um ihren Gott bei guter Laune zu erhalten, reservieren seine Gläubigen ihm einen Teil der Rüste, in deren Nähe sich die heilige Höhle befinden muß, in die die Seelen der ins Meer versenkten Toten einkehren. So unsinnig dieser Aberglaube ist, meint Dr. Jackson, so unmöglich ist es, die Eingeborenen von der Sinnlosigkeit ihres Kultes zu überzeugen und ihnen etwa die christliche Religion beibringen zu wollen, die ihnen ganz und gar unverständlich bleibt. An Versuchen, diese Eingeborenen zum Christentum zu bekehren, hat es nicht gefehlt; sie sind aber alle ergebnislos geblieben, da sich die Wilden weiter, einem Kult abschwören, der ihrem Naturgefühl so nahe kommt, wie die Anbetung der Haifische.

Der Mensch der Zukunft ohne Ohren.

Ist das menschliche Ohr, das untrennbar mit dem Körper verbunden ist, in Gefahr, allmählich zu verschwinden? Diese Frage ist nicht so sonderbar, daß sie nicht ernstlich diskutiert würde. Es gibt Gelehrte, die geneigt sind, mit ja zu antworten. Hervorragende Mediziner und Anthropologen haben, wie ein großes Londoner Blatt mitteilt, auf Grund vergleichender Studien der Körperbildung des Menschen und der Affen angeblich die verblüffende Entdeckung gemacht, daß unser Ohr die verhängnisvolle Neigung hat, immer kleiner zu werden. In der Vergangenheit galt die Regel, daß das Ohr nach der Geburt stetig wuchs, und zwar in dem Verhältnis zu dem Körpermaß. Die neuesten Untersuchungen zeigen, daß es heute gerade umgekehrt ist. Dabei ist aber eine bemerkenswerte Ausnahme festgestellt worden. Sie betrifft das Ohrläppchen, das, wie ein Gelehrter sich humoristisch ausdrückte, „die gütige Mutter Natur in ihren besondern Schutz genommen hat, um den Frauen etwas zu lassen, an dem sie ihren Schmutz aufhängen können“. Der weitverbreitete Gebrauch des Ohrringes, der bei den Frauen aller Völker besteht, und dem auch in vielen Ländern die Männer huldigen, ist wahrscheinlich für die Tatsache verantwortlich zu machen, daß das Ohrläppchen keine Neigung bekundet, zusammenzuschrumpfen.

Lieber mit einem Klugen sich zanken, als mit einem Dummen sich küssen.

Wenn der Pfarrer sich satt gegessen hat, hat er's leicht, von Fasten zu predigen.

In den Oasen der Sahara.

Biskra, Ende März.

Mitten in der südtunesischen oder algerischen Steppe, wo sich der Uebergang vom Gebirge zur Sandwüste vollzieht, liegen die Oasen der Nord-Sahara. Das Wasser allein zaubert, unterstützt von der Glut der afrikanischen Sonne, aus dem sandigen Boden die herrlichen Palmenwälder hervor; das Wasser, das von den Grundwasserströmen kommt oder durch artfessige Brunnen — wie in den algerischen Oasen — gehoben und durch das Flußwasser vermehrt wird, oder das Wasser, das — wie in den südtunesischen Oasen — aus Quellen kommt, die ununterbrochen aus dem Erdinnern fließen.

Die Oasen sind viel größer, als der Europäer gewöhnlich annimmt. Es sind nicht kleine Wassertümpel, die von ein paar dürftigen Palmen umstanden sind, sondern große weite Ebenen, die von dichten Palmenwäldern erfüllt sind. Die Oase hat auch nichts Urwaldartiges; sie gleicht viel eher einem schönen, gepflegten Garten. Wege teilen die Oase in einzelne Viertel ab und Lehmmauern begrenzen die größeren oder kleineren Palmengärten, die Privateigentum der Araber sind. Die Wege entlang ziehen sich kleine Kanäle, von denen kleinere (irrenkanäle) in die einzelnen Gärten und von da wieder nach jeder Palme abgezweigt werden. Bei jedem Palmenbaum ist ein kleines Staubecken ausgehoben, dazu bestimmt, einen Wasservorrat für die Palme zu sammeln, die, wie der Araber sagt, die Füße ständig im Wasser und den Kopf in der Sonne haben muß, wenn sie gedeihen soll. So ist jede Oase ein oft schier unüberschaubarer von Wegen und Kanälen durchzogener Dattel-Palmengarten. Hohe und niedrige Palmen nebeneinander bieten eine wundervolle Abwechslung, die ein Gartenarchitekt nicht schöner hervorbringen könnte. Dattelpalmen, deren Kronen sich in der Glut der heißen Sonne, vom leisen Luftzug umspielt, stolz im Bau des Himmels wiegen, blühende Pistazien- und Dianilbäume, Sträucher mit scharlachroten Blüten, die meist die Eingangstüren zieren, und das Ganze oft kilometerweit — das sind die Oasen der Sahara!

Wenn auch die einzelnen Gärten Privateigentum sind, so ist doch durch die gemeinsamen Wasserläufe von vornherein ein weniggehender Kommunismus bei der Pflege der Palmengärten gegeben. Der Kanal läuft an unzähligen Gärten vorbei, und die kleineren Kanäle, die von ihm abzweigen, versorgen mehrere Gärten hintereinander mit Wasser. Deshalb ist ein kompliziertes System der Wasser-Verteilung notwendig, damit jede Palme aus zwei bis drei Wochen genest werden kann. Der Kadi, der vom französischen Generalgouverneur eingeführt wurde, der die lokale Verwaltungsarbeit zu besorgen hat, setzt die Wasser-Verteilung fest, und die Araber richten sich genau nach seinen Vorschriften.

Mitten in der Oase, manchmal auch am Rande des wasserdurchfurchten Gebietes, wo wieder der steinige Sandboden beginnt, liegen die Araberdörfer. An den Wegen liegen die Lehmbauten, zumeist ohne jeden Schmuck, ohne Fenster. Im Innern dunkel, mit der Ausnahme der Räume, über denen kein Dach ist, ohne Einrichtung, ohne Schlafstellen — das ist das Wohnhaus des Arabers oder Negeres — vor allem in der Oase Biskra gibt es auch Negerdörfer — in seiner ganzen Primitivität! Schon in Algier oder Constantine in den Eingeborenenvierteln oder in den schmalen Arabergassen der Stadt Biskra in der Nähe des Marktes glaubt man, daß die Einfachheit dieser Behausungen nicht mehr zu überbieten sei. Aber hier

in den Dörfern sieht man, daß es doch noch einen ziemlich großen Unterschied in der Lebenshaltung der Araber in den Städten und Dörfern gibt. In den Städten sind die Araber, die in der unmittelbaren Nachbarschaft der Franzosen und Italiener Handel und Gewerbe treiben, in ihrer Lebensführung, auch wenn sie noch streng an den religiösen Vorschriften des Koran festhalten — gerade jetzt im Monat Rhamatan darf nur während der Nacht gegessen und getrunken werden, während am Tage gefastet werden muß — doch schon von den Europäern beeinflusst. Im Araberdorfe jedoch herrschen noch unberührt die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen.

Das wirtschaftliche Leben der Oase ist vor allem auf der Gartenkultur aufgebaut. Man pflegt den Palmengarten und sorgt vor allem für die künstliche Befruchtung der weiblichen Blütenstände. Um einen männlichen Blütenstand über den weiblichen zu hängen, müssen die Gartenarbeiter an den hohen schlanken Stämmen hinaufklettern. Die Datteln werden verkauft und von Händlern exportiert oder gegen Getreide eingetauscht. Die Nomaden, die aus den Palmengenden des Südens im Sommer nach dem Norden wandern, übernehmen dabei sehr oft die Rolle des Händlers. Im Süden verbinden sie sich als Gartenarbeiter oder Flurwächter und lassen inzwischen ihre Herden auf den spärlichen Futterplätzen weiden. Für ihre Arbeit erhalten sie in der Regel einen Naturallohn in Form eines Teiles der Dattelernte. Man darf nicht glauben, daß die Nomaden etwa die arabischen oder berberischen Lumpenproletarier sind. Es gibt auch sehr reiche Nomaden, die mehrere tausend Schafe und Ziegen besitzen. Trotzdem bleiben sie dem Nomadenleben treu. Sie haben nur ein schöneres Bett und einen reicheren Anzug, aber sie mögen trotz ihres Reichtums nicht festhaft werden. Am Rande der Oase stehen die schwarzen Zelte der Nomaden; dort treiben sich die zahlreichen Nomadenkinder herum, dort weiden die Tiere. Die Nomadenfrauen holen noch — wie es in der Bibel oder bei Homer geschildert wird — in Jagenlederfläuchen das Wasser aus der Oase. Ueberhaupt dürfte das äußere Bild des Oasen- und Wüstenlebens sich seit Jahrhunderten kaum verändert haben, wenn nicht gerade ein Auto vorbeifuhr. Die Araber reiten zurzeit auf kleinen, stinken Eseln, die Frau schreitet neben ihnen, oder die Mutter mit dem Kinde rettet auf dem Maultier, und der Mann geht daneben. Dem Bilde der „heiligen Familie“ begegnet man am Tage unzählige Male.

In den Städten, die sich in der Nähe der Oasen als militärische Plätze, als Handels- und Verkehrscentren und nicht zuletzt als Reise- und Kurorte entwickelt haben, herrscht reges Treiben. Teppich-, Stoff- und Seidenweberei beschäftigt hier die Araber neben dem Handel und der Fremdenindustrie. Auf diese verstehen sie sich besonders gut; Führer belästigen den Europäer noch viel mehr als in Italien, und Straßenjungen mit einzigartiger Lausbubengraste lancieren dem Fremden mit ihrem Schimpfzeug arabische Tänze, von denen allabendlich versichert wird, daß sie nur heute stattfinden, werden im Prostituiertenviertel von Biskra vorgeführt. Die Ouled-Nails sind Prostituierte, die für einige Jahre aus ihrer Heimat im Süden der Sahara nach Biskra, das offenbar als Sündenbabel dieser Gegend gilt, kommen, um hier Geld zu verdienen und dann wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Sie sitzen am Abend vor ihren Häusern und locken die Kunden an; aber das Treiben in den arabischen Prostituierten-

vierteln unserer Zeit sich wohlthuend von der widerlichen Geschäftigkeit und Hast der europäischen Prostituierten. Ehrliche Flötentöne, monotone arabische Gesang und Trommeln ertönen dort abends. Daneben sitzen vor den maurischen Kaffeehäusern beim Dominospiel ruhig die Araber in ihrem weißen Burnus, der sich vom Dunkel der Nacht hebt. Ruhig und würdig schreiten sie in ihren wallenden Gewändern durch die Straßen, und darüber wölbt sich ungeheuer hoch der von den glühenden Sternen besäte süßliche Himmel. Otto Leichter.

„Vollzählung“ der Feringe.

Wieviele Feringe gibt es wohl im Ozean? Diese Frage wurde von einem englischen Fachgelehrten gestellt und durch eine „Vollzählung“ der Feringe beantwortet. Der Fragesteller geht dabei aus von dem Resultat der englischen Fänge in einem Jahr und stellt fest, daß der Fischfang von August bis Dezember 1920 in Plymouth 616.000 Cran Feringe an Land gebracht hat und in Lohestoft 366.000. Ein Cran ist ein englisches Maß, das ungefähr 150 Kilogramm beträgt. Es wurden mithin in ungefähr vier Monaten aus den Wellen der südlichen Nordsee mehr als eine Million Cran Feringe gefangen. Die Anzahl Feringe in solch einem Cran ist verschieden nach Größe der Fische.

Kleine Feringe, wie sie im Juni und Juli an der englischen Küste vorkommen, gehen ungefähr 1200 bis 1400 aus einem Cran, große, ausgewachsene Fische nur 700 bis 800. Im Durchschnitt kann man demnach 1000 Feringe auf einen Cran nehmen. Daraus ergibt sich, daß mehr als 1000 Millionen Feringe in vier Monaten in den Häfen von Plymouth und Lohestoft eingebracht worden sind. Nimmt man es als Grundschlag für die weiteren Berechnungen der Fänge in England, dann erhält man eine Gesamtzahl von 11,762.000 Zentner Feringe, die im Jahre 1913 gefangen worden sind. Berechnet man ungefähr 300 Feringe auf einen Zentner, dann beträgt die Anzahl der in einem Jahre in England gefangenen Feringe mindestens 3000 Millionen.

Nun werden auch in Holland, Deutschland und Norwegen Feringe gefangen, und trotz allem der Mensch ist es der Feringe ist, auch zahlreiche Seefische genießen mit Vorliebe dieses Tier. Ohne Zweifel verbraucht der Mensch nur einen kleinen Teil der großen Feringenschwärme, höchstens ein Fünftel der gesamten Masse. Es müssen in den englischen Gewässern um 1913 mindestens 15.000 Millionen Feringe gewesen sein. Die Feringenschwärme setzen sich meistens aus ausgewachsenen Fischen zusammen, wenigstens soweit sie bis an die Küsten kommen.

Eine viel größere Anzahl Feringe unternimmt, nach der Feststellung des englischen Gelehrten, keine Reisen, die sie zu ihrem Verderben in das Reich der Menschen führen, vor dem vierten Lebensjahre. Die Feringe in dem Lebensalter von sechs Monaten bis zu drei Jahren sind demnach unter den 15.000 Millionen, die an die englische Küste kommen, nicht einbezogen. Diese jungen Tiere werden meistens von ihren Tausenden von Feinden vernichtet, und höchstens ist es einer unter zehn, der am Leben bleibt, um die Reise mit den großen Schwärmen zu machen.

Die Anzahl der Feringe, die das Meer bevölkern, muß auf etwa 200.000 Millionen angenommen werden, und dabei sind die jungen Tiere, die eben aus dem Laich gekommen sind, nicht einbezogen. Die Anzahl dieser kleinsten der Feringe ist auch nicht zu berechnen, denn ein Fering legt ungefähr 60.000 Eier ab.

Perlen.

Eine indische Sage berichtet über den Ursprung der echten Perlen, jener unbergleichlich zartschimmernden Schmuckstücke der Natur, die als einzige, ohne durch menschliche Kunst verändert und verbessert zu sein, getragen werden, folgendes. „Zur Zeit, da Wischnu, der Erschaffende und Erhaltende, den jährlichen Monsunregen sendet, steigen die Perlmuscheln vom Grunde des Meeres empor zur Oberfläche, um mit weitklopfenden Schalen die Regentropfen aufzufangen und sie in ihrem Schoße in Perlen zu verwandeln.“ — Das Christentum kennt eine ähnliche Legende, Engel fangen in Muschelschalen die Tränen von der Brust der Himmelskönigin auf. — Der dritte im Bunde der Berlelerklärer, der Naturforscher, schüttelt zu alledem ein wenig den Kopf, denn das ist zwar ungeheuer poetisch, viel poetischer als die eigene Erklärung, diese hat dafür aber den Vorteil, zu stimmen und viellecht sogar praktischen Nutzen zu zeitigen. Denn die Perlen sind nun einmal nichts anderes, als Wucherungen an der Innenseite der Schale der echten Perlmuschel, die er mit dem Namen *Uvicula margaritifera* besetzt. Wucherungen mit dem ausgesprochenen Zweck, eingedrungene Fremdkörper zu umhüllen und dadurch unschädlich zu machen, wie Bienen in den Stof eingedrungene Schmarozer mit Wachs umkleiden. Bei den eingedrungenen Fremdkörpern handelt es sich um zweierlei, Sandkörner und in der Hauptsache um einen schmarozernden Würm. Wahrscheinlich kann man durch Infizierung der Perlenbänke mit diesem Schmarozer den Ertrag steigern. Das ist die praktische Seite dieser sonst so profaischen Feststellung, doch ob profaisch oder nicht, muß dem Wissenschaftler gleich sein. Aug glaube ich nicht, daß jemand seine mattschimmernden Perlenkleinodien deshalb nicht weiter tragen wird, wenn es vielleicht auch etwas humoristisch ist, daß das, was man am Hals schöner Frauen schimmern sieht, und das, was berühmte Frauen des Altertums aufgedrückt tranken, nichts anderes waren, als Totenscheine schmarozernder Würmer, unter Umständen eine kleine Analogie zu feinsten französischen Lippenstiften, die mit Hunde-Urin hergestellt sind.

Willy Leh.

Gedanken-Splitter.

Ungerechte Steuern.

Direkte Steuern, keine Herren, sind solche, welche, wie die klassifizierte Einkommensteuer oder die Klassensteuer, vom Einkommen erhoben werden und sich daher nach der Größe des Einkommens und Kapitalbesitzes bestimmen. Indirekte Steuern aber sind solche, die auf irgendwelche Bedürfnisse, z. B. auf Salz, Getreide, Bier, Fleisch, Heizungsmaterial, oder z. B. auf Bedürfnis nach Rechtschutz, Justizschutz, Stempelbogen usw. gelegt werden, und die sehr häufig der Einzelne in dem Preise der Dinge bezahlt, ohne zu wissen und zu merken, daß er jetzt steuert, daß es die Steuer ist, welche ihm den Preis der Dinge verteuert.

Nun wird Ihnen bekannt sein, meine Herren, daß jemand, der 20-, 50-, 100mal so reich ist als ein anderer, deshalb durchaus nicht 20-, 50-, 100mal so viel Salz, Brot, Fleisch, 50- oder 100mal so viel Bier oder Wein trinkt, 50- oder 100mal so viel Bedürfnis nach Ofenwärme und also nach Heizungsmaterial hat wie ein Arbeiter oder Kleinbürger.

Hierdurch kommt es, daß der Betrag aller indirekten Steuern, statt die Individuen nach Verhältnis ihres Kapitals und Einkommens zu treffen, seinem bei weitem größten Teile nach

von den Unbemittelten, von den ärmeren Klassen der Nation gezahlt wird.

(Aus: Lassalle, Arbeiterprogramm Verlag Dietz, Berlin.)

Allerlei.

Küßliche Mäuse. Die Symbiose, bei der nay zwei Wesen zu gegenseitigem Nutzen zum engsten Zusammenleben aneinander schließen, findet sich nicht nur bei Tieren, sondern der Antizipologe Melvin N. Gilmore hat, nach einem Bericht der „Umschau“, ein derartiges Verhältnis zwischen den Indianern von Dakota und den Mäusen gefunden. Die dortigen Eingeborenen essen leidenschaftlich gern die unterirdischen Früchte der Erbbohne. Nun wäre es aber für den Menschen sehr mühselig die Früchte dieser wildlebenden und zerstreut stehenden Pflanzen aus der Erde herauszuholen. Das besorgt viel besser eine Feldmaus, die ihre Vorräte, wie unser Hamster, in ihrem Lager zusammenträgt und dabei die Erbbohnen bevorzugt. Die Indianer suchen also die Vorratskammern der Mäuse auf und versorgen sich daraus mit den von ihnen so geschätzten Lederbissen. Das ist an und für sich noch nichts Sonderbares, aber der Indianer erweist sich der Maus gegenüber dankbar und begegnet ihr in jeder Weise rücksichtsvoll. Er läßt der fleißigen Sammlerin auch stets einen Teil der Erbbohnen und entschädigt sie dadurch, daß er die geplünderte Vorratskammer mit Mais und anderen Dingen füllt, die die Mäuse gern essen. Die Tiere leiden also keine Not und sammeln im nächsten Jahr wieder eifrig die Erbbohnen zum Nutzen des Menschen.

Tier und menschlicher Dünkel. Die Fähigkeiten der Tiere sind von denen der Menschen nicht der Art, sondern nur dem Grade nach verschieden. Voltaire sagt mit Recht: „Die Tiere haben ebenso Empfindung, Vorstellung und Gedächtnis, sowie andererseits Begehren und Bewegungen wie wir, und dennoch denkt niemand daran, ihnen eine immaterielle Seele zuzuschreiben; warum sollen denn wir für das unbedeutende Mehr jener Fähigkeiten und Tätigkeiten, dessen wir uns erfreuen, einer solchen bedürfen?“ So unbedeutend wie Voltaire es darstellt, ist dieses Mehr auf selten der Menschen nicht, sondern es ist ungeheuer; aber es ist doch immer nur ein Mehr, nicht etwas anderes.

Weiteres.

Ein Rechtsanwält mit amtlich bescheinigtem Schwachsinn. Ein französischer Psychiater, der von einem Gericht der Republik beauftragt worden war, ein Gutachten über den Gesundheitszustand eines jungen Mannes abzugeben, der sich wegen eines Deliktes zu verantworten hatte, stellte dem Angeklagten die Aufgabe, einen schriftlichen Bericht über seinen Fall auszuarbeiten. Auf Grund dieses Schriftstückes erklärt der Psychiater dann ohne Schwanken dem Gericht, daß an der geistigen Minderwertigkeit des jungen Mannes kein Zweifel bestehen könne. „Er ist unfähig, klar zu denken,“ sagte er wörtlich, „daran ist nach dem Bericht, den er mir übersandt hat, nicht der leiseste Zweifel möglich.“ Doch da erhob sich der Rechtsbeistand des Angeklagten und sagte mit süßsaurer Miene: „Der Herr Sachverständige hat vielleicht recht, aber der Bericht, den mein Klient nur unterzeichnet hat, ist von der ersten bis zur letzten Zeile nicht von ihm, sondern von mir.“ — Tableau!

Der Rechenkünstler. Wegen Windstille kann die „Marianne“ nicht abfahren und die Matrosen sitzen beisammen und langweilen sich. Schließlich sagt der Steuermann: „Könnt ihr gut rechnen, Jungens?“ Einstimmig antworteten sie: „Ja!“ „Gut, dann wollen wir einen Versuch machen. Wenn ein Räucherkerzen 8 1/2 Pfennig kostet, wie viele bekomme ich dann für eine Mark?“ Alle begannen zu rechnen. Als eine halbe Stunde vergangen war, sagte der Bootsmann: „Hast du Fering gesagt, Steuermann?“ „Ja wohl, Fering!“ „Dann muß ich noch mal rechnen — ich habe die ganze Zeit mit Makrelen gerechnet!“

Druckfehler. Heute gelinger Frost, morgen Samwetter.

Schlau. Gatte, sehr spät heimkommend: „Sage ja kein Wort, draußen vor dem Fenster stehen zwei und horchen. Mit denen habe ich fünf Maß Bier gewettet, daß du nicht schimpfst, wenn ich heimkomme.“

Wohnungsreform. „Seit dem letzten Hochwasser kriege ich meine Pferde ställe absolut nicht mehr trocken; ich bin jetzt genötigt, Arbeiterwohnungen daraus zu machen.“

Die tückische Traumsee. Der Kaufjörg (der gerade von einer Kauzerei geträumt hat, im wichtigsten Moment aber aufwacht): „Du lieber Herrgott, grad a Sekunden wennst ma no geben büstst, daß i dem Hundsbazi, dem miserabigen, an Maßkrug no naufhaun hätt kenna! Dös verwind i mein Lebtag nimma!“

Rätsel-Ged.

Magisches Quadrat.

A	A	CK	E
E	I	L	L
N	N	O	O
O	R	R	Z

Wagrecht und senkrecht: 1. Französischer Schriftsteller. 2. Farbstoff. 3. Gelpflanze. 4. Italienischer Fluß.

Silbenrätsel.

a—bach—berg—di—darm—del—den—dü—e—el—em—fant—fen—fend—ga—graph—heid—hel—la—land—le—le—li—li—to—ma—me—nan—nas—ne—neu—of—re—rer—ri—ro—sa—se—sen—sen—si—stadt—stein—strind—ta—ter—to—ul—us—zeit. — Aus den vorstehenden Silben bilde man folgende Wörter: 1. Römischer Kaiser. 2. Weiblicher Vorname. 3. Südamerikanischer Staat. 4. Deutscher Maler des 16. Jahrhunderts. 5. Größtes Landsäugetier. 6. Spanische Provinz. 7. Rantpflanze. 8. Fisztern. 9. Landwirtschaftliches Gerät. 10. Deutsche Hafenstadt. 11. Amerikanische Insel. 12. Teufel. 13. Komponist komischer Opern. 14. Hohlmaß. 15. Rheinmühe. 16. Kulturepoche. 17. Stadt in Deutschland. 18. Baum. 19. Schwedischer Schriftsteller. 20. Längenmaß. 21. Vervielfältigungsapparat. 22. Polarforscher.

— Die Anfangs- und Endbuchstaben dieser Wörter, nacheinander von oben nach unten gelesen, ergeben eine beachtenswerte Lebensregel. (st und ch gelten als ein Buchstabe.)

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silbenrätsel: 1. Davos, 2. Istrien, 3. Emmet, 4. Tintenfisch, 5. Asbest, 6. Tennis, 7. Irland, 8. Senje, 9. Zalar, 10. Alexander, 11. Logau, 12. Lithograph, 13. Eidam. — Die Tat ist alles, nichts der Ruhm!